



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 99

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatbund an Elb- und Weiermündung, e. V.

März 1958

Ein Dorado für allerlei Höhlenbrüter

Der Baumweg bei Ahlhorn — fünf Wirtschaftswald, heute Naturschutzgebiet

Wir erreichen dieses romantisch-phantastische Waldgebiet auf der alten Straße nach Holland über Ahlhorn. Drei Kilometer südwestlich dieses Ortes stoßen wir schon auf den reizvollen „Urwald“. Welch seltsame Waldbilder zeigen sich uns dort bald schon zur Rechten! Völlig verkrüppelte Eichen, die zum Teil wie ein Korkenzieher gedreht oder gar wie Armleuchter gestaltet sind, wechseln mit gespenstischen Hainbuchen. Gleich daneben stehen wieder mißgestaltete Buchen mit bizarren Wuchsformen und kümmernde Birken. Hier sind die Bäume verwachsen. An einer anderen Stelle wieder verzweigen sich die Äste schon bald oberhalb der Erde fast symmetrisch. Überall sieht man ein buntes Gemisch von Baum und Pflanze. Zwei völlig ineinander verwachsene Bäume, eine Hainbuche und eine Krüppeleiche sind zwei ungleiche Baumzwillingsgeschwestern. Hier hätte Alfred Kubin, der Maler und Zeichner des Gespenstischen, eine Fülle von Motiven finden können. Professor Schoenichen nannte dieses Gebiet bei einem Besuch einmal ein „riesiges Eichenkrüppelheim“.

Dieser „Urwald“ ist ein richtiges Dorado für allerlei Höhlenbrüter: Kleiber, Spechte, Meisen und Stare finden hier Wohnung und Nahrung. Aber auch der Waldkauz ist hier zu Hause. Zum Schimpfen hat er jetzt Ursache genug, seitdem es auf der uralten Hollandstraße von Bremen über Lingen in die Niederlande so laut und lebhaft geworden ist. Wie durch ein Wunder blieb dem Walde das Schicksal des Neuenburger Urwaldes und des Hasbruches erspart, in denen nach dem letzten Kriege bedeutende Stücke der einzigartigen Ausschlußholzungen kurzerhand niedergeschlagen wurden.

Wir wissen, daß der Fortsverwaltung an sich andere Aufgaben gestellt sind, als solche urwüchsigen Waldausschnitte, die für die Nutzung natürlich ausfallen, zu erhalten und der Nachwelt zu überliefern. Wir sind dankbar, daß an der Spitze des Oldenburgischen Landes-Männer gestanden haben, die ihre Hand schützend über diese „Urwälder“ gehalten haben. 1923, im August, erschien in dem damaligen „Oldenburgischen Landwirtschaftsblatt“ ein Aufsatz, in dem für einen dieser alten oldenburgischen Urwälder gefordert wurde, daß man „ihn abholzen, ausroden und Getreideboden davon machen solle, nicht nur den Urwald zu Neuenburg allein, sondern mindestens 100, besser noch 200 Hektar, weil das Bild des Verfalles lediglich uralte, morsche Eichen, desgleichen Buchen, stark verästelt, Sträucher und Stubben, Baumreste und dergleichen mehr aufweise.“ Und um dieselbe Zeit hieß es in einer deutschen Handels- und Wirtschaftszeitung: „Man schlage den ganzen Wald nieder in den nächsten Jahren, wenn die Not es erfordert! Soll der Bürger frieren, während der Staat Millionen von Hektar an Wald besitzt?“ Und 1924 wurde im Oldenburger Landtag ein Antrag eingebracht, der forderte, daß man Geldmittel flüssig machen sollte durch „stärkere Hauungen aus den Forsten, denn dadurch würde die Substanz des Staates nicht angegriffen, sondern nur umgelegt aus Holz im Forst in flüssiges, aber ebenfalls wertbeständiges Staatsvermögen.“ Was dabei herauskommt, wenn diese materialistische Auffassung in die Praxis umgesetzt wird, haben der unverantwortliche Holzeinschlag und die riesigen Kahlschlagmaßnahmen, zu denen wir nach dem zweiten Weltkrieg gezwungen wurden, uns in erschreckendem Maße gezeigt. Umso dankbarer müssen wir anerkennen, daß die oberste oldenburgische Naturschutzbehörde, vertreten durch Minister Richard Tantzén, es sogar erreicht hat, daß die

Der an sich waldarme niedersächsische Verwaltungsbezirk Oldenburg mit seiner Dreiteilung von Geest, Moor und Marsch birgt noch vier „Märchenwälder“, die sich in ihrem Bild zwar ähneln, aber doch jeder wieder eigene Züge zeigt. Es sind neben dem bekannten Hasbruch der sogenannte „Neuenburger Urwald“ zwischen Bockhorn, Astede und Neuenburg, sodann das sogenannte „Herrenholz“ bei Goldenstedt und der zwischen Ahlhorn und Cloppenburg gelegene Baumweg, der der Gegenstand dieses Aufsatzes ist.

vier oldenburgischen Ausschlußholzungen gerettet werden konnten. Und in dem jetzigen Verwaltungspräsidenten Dänemann, der seit dem 1. April 1957 der 1. Vorsitzende des Bezirksverbandes Oldenburg der „Schutzgemeinschaft Deutscher Wald“ ist, werden die oldenburgischen Naturschutzgebiete, vor allem die Wälder, weiterhin einen Schutzherrn haben.

Im Gegensatz zu den anderen Ausschlußholzungen steht der Baumweg auf kargem, leicht lehmigem Sandboden. Der Hasbruch und der Neuenburger Urwald dagegen stehen auf reichem Untergrunde. Daher hat sich in diesen Wäldern bis heute auch die Wuchskraft der Baumwelt und die Uppigkeit des Unterholzes ungeschwächt erhalten können. Der jahrhundertlang betriebene Wirtschaftsbetrieb (Vieheintrieb, wilder, planloser Holzeinschlag, Plaggenmahd) konnte deshalb auch überstanden werden. Die dortigen Ausschlußholzungen sind nämlich nichts anderes als der Rest eines durch mißbräuchliche Nutzung — vor allem Vieh- und Schafeintrieb — vollständig verwüsteter Wald der sich später dann (ohne jede Nutzung) ganz selbst überlassen worden ist.

Dafür ein Beispiel! Wir denken an die Zeit zurück, als es noch keinerlei Kunstdünger gab. Damals war der Naturdünger in den Kleinbetrieben der Landwirtschaft außerordentlich knapp. Um überhaupt zu Dünger zu kommen, hielt man in großen Mengen die genügsamen Heidschnucken. Die heute um Dötlingen, Rittrum, Sage, Ahlhorn, Garthe u. a. noch vereinzelt am Rande der Äcker (einst war alle Umgegend noch Heideland) stehenden Schafkoven zeugen noch von dieser Heidschnuckenhaltung. Es ist kaum zu glauben, daß um 1850 im Bereich des heutigen oldenburgischen Münsterlandes, also der alten Ämter Vechta und Cloppenburg, die damals zum Teil noch Ödland waren, rund 180 000 Heidschnucken gehalten wurden. 1890 waren es immerhin noch 60 000 Stück. Heute findet man sie nur noch ganz vereinzelt. Nun standen überall rund um den Baumweg noch die Schafställe. Es sind Reith- oder Strohdächer mit einem Heidefestr, die entweder ganz auf der Erde stehen oder auf einem Findlingssockel ruhen. In diese Koven fuhr man in vergangenen Tagen Walderde, die man im Baumweg mit langstieligen Schippen abschabte, später auch abquickte. (Die Quicke haben die Hollandgänger aus Holland mitgebracht und auf der Oldenburger Geest eingeführt.) Wenn die Tiere nicht in der Heide weideten, trieb man sie in die Koven, damit ja nicht der wertvolle Schafdünger verlorengehe. Wenn der Stall nun verunreinigt war, wurde er nicht etwa gesäubert, sondern man fuhr wieder neue Walderde auf den Dünger. Das setzte man so lang fort, bis man im Frühling den Dünger auf das

Land fahren mußte. Im Schafstall hatte sich inzwischen allerdings ein kleiner Hügel, eine Wölbung der Bodenfläche, gebildet.

Diese Art der Düngerbereitung und Düngererzeugung war allerdings ein sehr primitives Verfahren. Aber man war froh, auf diese Weise wenigstens überhaupt etwas Dünger zu bekommen. Es gab Hausleute (Bauern), die ihre Schafherden sogar für ein Vierteljahr oder länger an andere Bauern ausliehen, zumal man die Schafe im Herbst noch einige Zeit — ebenfalls zur Düngung — auf den Stoppelfeldern grasen ließ. Nun ließ man die Heidschnuckenherden der dem Baumweg benachbarten Dörfer oder Bauerschaften zu gewissen Zeiten des Jahres auch in ganz großer Zahl unter Aufsicht eines Hirten im Baumweg selbst grasen. Diese fraßen immer wieder die Jungbäumchen ab. Unter diesen Umständen konnte dort gar kein richtiger Baumwuchs aufkommen, statt dessen entstand ein sogenannter „Stühwald“ (Vergleiche Stühe bei Immer, Stühbusch bei Harpstedt.) Ein Stühwald ist ein Wald, der immer wieder von neuem aus „Stubben“ ausschlug und erst gedeihen konnte, als der Eintrieb von Weidetieren aller Art in den Wald endgültig verboten wurde. Der Wald ist sodann noch schwer in Mitleiden schaft gezogen worden durch das Abschälen der Walderde. Dadurch wurden die Baumwurzeln bloßgelegt, so daß sie im Winter dem Frost ausgesetzt waren und schwer litten.

Der Baumweg gehörte in alten Zeiten zum Wildbannbereich des Fürstbischofs von Köln und Münster. 1669 wurde durch eine sogenannte Münstersche „Ordonnanz“ angeordnet, daß es allen Personen, die ein Triftrecht (Eintriebsrecht für Weidetiere) in den Wäldern und Holzungen der Landesregierung besaßen, verboten sei, woltragende Tiere im Holze grasen und weiden zu lassen. Die Markgenossen aus dem Gebiete des Baumweges aber liefen gewaltig dagegen Sturm. Sie wiesen vor dem Münsterschen Hofgerichte nach, daß sie seit alten Zeiten berechtigt gewesen waren, nicht bloß auf dem Baumwege, einem in ihrer Mark gelegenen Gehölze, nach Belieben Plaggen zu stechen und Heide zu mähen. Schafe

Jo, de Minschen . . .

Wenn een Hehn ehr Ei leggen will,
geiht se to Nest ganz sacht un still.
Is nöösten denn dat Ei darut,
mookt se Krakeel un kakelt luut.

Bi de Minschen man, dor hest dat veel,
de mookt vörweg al'n Barg Krakeel,
vun dat, wat 's wüllt, un kakelt luut —
Nööst koomt s' blots mit een Windei rut.

Hans Mohr

sowohl als Hornvieh daselbst weiden zu lassen sondern auch die nämlichen Befugnisse um der Baumweg herum hätten, im sogenannten „Stockswege“, „Stockbusche“ bis an den Heerweg und weiter in dem übrigen Gehölze.

Bei der Durchsicht von Forstprotokollen stößt man bald hier, bald da auf Urkunden und Schriftstücke, die den hartnäckigen Kampf um die Beibehaltung bzw. die Beibehaltung des Vieheintriebs zwischen den staatlichen Organen und den Bauern widerspiegeln. Die Bauern wurden in diesem

Kleinkrieg oft sogar gewalttätig. Im 18. Jahrhundert bemühte sich die Münstersche Landesregierung, das Gebiet des heutigen Baumwegs aufzuforsten. Die Bauern von Höltinghausen und Halen aber zerstörten die Anpflanzungen immer wieder.

In der Franzosenzeit kam es dann zu einem Krach. Die Kaiserliche General-Forstadministration ließ 1813 einmal kurzerhand 54 Schafe, die trotz des Verbotes abermals wieder zur Weide in den Baumweg eingetrieben worden waren, konfiszieren. Der Besitzer wurde schadenersatzpflichtig gemacht. Dieser aber gab noch längst nicht nach. Er erhob bei der Appellationskammer des Tribunals erster Instanz in Osnabrück Einspruch. Und er hatte Erfolg. Dr. Wiemann, der die Rechte der Markgenossenschaft vertrat, erreichte es nun, daß deren Grundeigentum anerkannt wurde, daß sodann die Konfiskation der Schafe aufgehoben und daß endlich die Ersatzklage abgewiesen wurde.

Ruhe bekam der Wald erst nach der Teilung der oldenburgischen Gemeinheiten, der Allmenden, Meenheiten —, die Bezeichnungen sind örtlich verschieden. Das Wesen der Gemeinheitsteilung bestand darin, daß der bisherige gemeinschaftliche Besitz der Bauernschaft in das Privateigentum der

anteilsberechtigten Bauern aufgeteilt wurde. Die rechtliche Möglichkeit zu dieser einschneidenden Maßnahme bestand im Herzogtum Oldenburg seit 1804, im benachbarten Königreich Hannover erst seit dem Jahre 1821. Nachdem der gemeinschaftliche Besitz in den Privatbesitz der ehemaligen Markgenossen übergegangen war, war der Vieheintrieb in den Wald, das Plaggen- oder Sodenstechen, der wilde Holzeinschlag und manches andere, das dem Wald so schweren Schaden zugefügt hatte, automatisch abgelöst.

Der oldenburgischen Forstverwaltung aber ist es zu danken, daß heute noch von den rund 1200 Hektar des Baumweges etwa 30 Hektar als Ausschlußholz und Naturschutzgebiet mit vielen Traubeneichen, und zwar als eines der schönsten Waldgebiete des niedersächsischen Verwaltungsbezirkes Oldenburg, erhalten geblieben sind.

Benutzte Quellen:

1. Forstprotokolle.
2. Schoenichen: Urdeutschland. 1937. Neumann, Neudamm. Bd. II.
3. Schütte: Der Baumweg bei Ahlhorn. Mittlg. d. Vereins f. Nieders. Volkstum zu Bremen. Nr. 18.
4. Brunken, Oskar: Das alte Amt Wildeshausen. Oldbg. Forschungen.

Hans Wichmann, Rastede

„... daß jemand bey Licht und Feuer“

Ein Edikt aus dem Jahre 1740 — Brandgefahr bei Flachsbearbeitung

Flachs und Hanf, diese beiden wichtigen Geispinfpflanzen, wurden in einer vergangenen Zeit viel angebaut. Es gab wohl keinen Hof, der nicht sein Flachsfield hatte. Leinen war auch für unsere Gegend ein wichtiger Ausfuhrartikel. Sogar die „Hollandgänger“ nahmen das von ihren Frauen oder Müttern gewebte Leinen mit nach den Niederlanden, um es dort vorteilhaft zu verkaufen.

Vom Spinnen — nicht von Spinnentieren — handelt das bekannte Wort:

Spinnen am Morgen — Kummer und Sorgen,
Spinnen am Mittag — Freude am dritten Tag,
Spinnen am Abend — erquickend, erlabend.

Wenn schon auf dem Hofe am Morgen, wo doch dringlichere Arbeiten vorlagen, gesponnen werden mußte, dann stand es nicht gut um ihn. Etwas günstiger waren die Verhältnisse, wenn das Spinnen nach Mittag begann. Dann war Hoffnung vorhanden, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Auf dem krisenfesten Hof wurde abends gesponnen.

Die Bearbeitung der Flachsfasern war bei Licht und Feuer mit Gefahren verbunden und nicht selten entstanden gefährliche Feuersbrünste. Schon bei der „Dörre“ konnten die trockenen Fasern leicht Feuer fangen. Als Beleuchtung dienten Kerzen, die auf dem Hofe im sogenannten Lichterblock gegossen wurden. Sie steckten auf dem Lichterblock, der aus schwerem Eichenholz gearbeitet war.

Im Jahre 1740 erschien ein Edikt — unser Mitarbeiter, Rektor H. Mahler, Schiffdorf, hat sie für uns herausgesucht — „Daß niemand Flachs und bey Licht oder Feuer bracken soll.“

„Ihrer königl. Majest. von Groß-Britann. und Churf. Durchl. zu Braunsch. und Lüneburg u. a.“

Wir, zur Regierung der Hertzogthümer Bremen und Verden verordnete Geheimer Raht und Regierungs-Rähte.

Ob zwar in der Policy-Ordnung dieser Hertzogthümer, pag. 682, bey empfindlicher Straffe, ausdrücklich verboten ist, daß jemand bey Licht oder Feuer, Flachs und Hanff, brake, schwinde, reibe, hechele oder sonst auf einige Art damit handthiere oder umgehe. So vernimmt man doch, aus einkommenden Nachrichten, sehr mißfällig, daß gemeldtem Verbot nicht geachtet, sondern vielmehr

wie es Nahmen haben möchte, bearbeitet zu haben überführt werden würden, ohne Unterschied ob daher Feuer und Feuers-Gefahr entstanden oder nicht, sowol als diejenigen, welche bey dergleichen Trocknen oder Bearbeiten zugegen gewesen, und solches nicht entweder durch Verwarnen, oder da dieses nicht Platz finden wollen, mittelst Anzeigung an den zunechst sich befindenden Befehlshaber, verhindert, ohnabbittlich

mit Karren- und Zuchthaus-Straffe

respective belegt werden sollen. Zu solchem Ende wird allen Beamten, Erbrichtern und Gerichtshaltern hiedurch ernstlich befohlen, daß, alsbald sie oben erwehnten Fall erfahren, sie darnach so lieb ihnen ist, schwere Verantwortung zu vermayden, auf das schärfste inquiriren und dem Commissario Fisci, zu Beobachtung seines Amtes, ohne Verzug davon Anzeige thun sollen. Damit sich aber auch niemand mit der Unwissenheit entschuldigen könne, soll dieses Edict, gewöhnlicher Orten affigirt und von den Cantzeln, nicht nur noch vor Ablauf des gegenwärtigen Monats, sondern auch künftigt alljährlich am siebenten Sonntage post Trinitatis, verlesen werden.

Stade, den 11. November 1740.

P. A. v. Münchhausen.

C. v. d. Decken.

Eine urige Moorpflanze im Verschwinden

Als am Ende der Eiszeit unter dem Einfluß eines wärmeren Klimas die Gletscher zu schmelzen begannen, wanderten die kaltes Klima und kurze Sommer vertragenden ersten Pflanzen ein. Während die Mehrzahl von ihnen infolge fortschreitender Erwärmung längst wieder ausgestorben sind, haben sich einzelne an Standorten mit kühlem Kleinklima, das sind unsere Moore und Sümpfe, gehalten. In der „Pflanzenkunde von Schleswig-Holstein“ von Willi Christiansen (Veröffentlichungen des Instituts für Volks- und Landesforschung an der Universität Kiel) werden vier Pflanzen genannt, die als Reste der Eiszeit anzusprechen sind: Moosbeere (*Vaccinium Oxycoccus* L.), Fieberblatt (*Menyanthes trifoliata* L.), Blutaue (*Potentilla palustris* Scopoli) und Sumpfschneide (*Cladium mariscus* L.).

Die genannten Pflanzen kommen noch alle bei uns vor. Sehr selten ist aber die Sumpfschneide oder das Schneidgras, auch Moor- oder Binsenschneide genannt. Im Landkreis Wesermünde habe ich es an folgenden Standorten gesehen: Im Veermoor bei Lehe in einer tiefen Moorkuhle als großen, prächtigen Bestand, in einigen Gräben der Feldmark Wehden, klein und kümmerlich im Sellstedter Moor an zwei Stellen. Im Veermoor ist es inzwischen gänzlich verschwunden, im Sellstedter Moor kümmert es.

Der vierte Standort in Wanhöden, der Eigentum des Kreises ist, steht unter Naturschutz. Er befindet sich in einem kleinen Sumpf an einem Moordamm auf der Grenze des Kreises Wesermünde und Land Hadeln. Hier ist leider zu beobachten wie durch den sich langsam anbahnenden Übergang des Sumpfes in Grünland die Moorschneide kleiner und schwächer wird, während der Bestand an Dichte zunimmt.

Die Moorschneide gehört zu den Riedgräsern (Cyperaceen). Im Boden liegt der mächtige Wurzelstock, der an den des Kalmus erinnert. Er kriecht unterirdisch und treibt Ausläufer. Nach diesem Wurzelstock führt die Pflanze den Namen

Eine Mutter an ihre Töchter

Diese Ermahnungen einer alten Mutter an ihre hinterlassenen Töchter sind freilich nicht dem neuen Bonner „Sittenkodex“ entnommen, sondern sie stammen aus dem Jahre 1572, also aus der Zeit von Hans Sachs und Martin Luther, und sind zugleich ein Beispiel aus der Sittengeschichte Niederdeutschlands.

„Miene leiven Döchter, deiwiel ek wol förchten, dat ek ut düssen Lager wol nich wedder upstahn, sondern darubgahn un starven wäre, sau hebbe ek düssen Breif mit egen Händen schreven un befehle jück, dat ju jück darna richten schüllt:

1. Leset nich in den gottlosen lichtföhrigen Böker, da sau van Sünne inne steiht; denn ut solchen Bökeren komet arge Gedanken un ut dei Gedanken komet böse Dhaten.

2. Holet jück vien eerbar, wenn de Junggesellen, komet, maakt vor sey eenen seedigen Knix, schlaet jue Ogen vor jück dahl.

3. Wenn sey jück de Hand gewet, sau seyhet ja nich op, latet jück ok over Dische met sey in kein Köddern in.

4. Wenn ja tau Dische gaet, so denket dartau un etet wenig. De Lue seihet jück sünst vor Plump an, ju könnt wohl wat des Morgens op juer Kamer eten, ehe ju to Dische gaet.

5. Drinket ja by Lieve keenen Junggesellen tau, slaget jue Ogen nedder, holet juen Kopp still un röget den by Lieve nich.

6. Wenn de Junggesellen by jück sittet un willt mit jück köhren, asse öhr Gebruuk wol is, so antwortet nich. Wenn se denn nich ophören, sau segget: „Latet meck ungeschoren“. Wenn se einen Appel oder Beere jück schellet, so latet sey liggen un etet sey nich.

7. Willt sey ju bi de Hand nehmen, so steket sey weg unner dei Schörte, da mot hey jo wol wegbliwen.

8. Wenn ju danzen mötet, sau seyhet by Lieve nich op, röget den Kopp nich, de Hanne holet vor jück or op de Siet, sau seggen denn de Lue: „Dat sin fiene eerbare Mäken.“

9. Wenn de Junggesellen des Nachts nah öhrer Gewohnheit met der Liemstange komet un de Specksuppe bringet un denn op jue Kamer komet, mit jo to köddern, sau segget: „Packet jück weg un latet meck met freen, oer ek schlae jück op de Schnute, jy unbeschrievn Esels, wat hebbit ju op de Jungferkamer verloren?“

10. Wenn sey denn noch keine Free heben willt un wollen jück pipen (küssen), asse de besopen Junkers tau daun plegen, sau liet dat by Lieve nich un slaget sey op dat Muel, dat et klappet un segget: „Gaht hen, wo ju dat gewohnt sind.“

deutscher Galgant. Der echte Galgant ist eine dem Ingwer ähnliche Staude, die in China beheimatet ist und wie Ingwer als magenstärkendes Mittel Verwendung finden. Unserem Galgant fehlt aber dieser Wirkstoff. Dr. h. c. Schütte fand bei Bohrungen im Oldenburger Hochmoor noch in acht Meter Tiefe Reste des Wurzelstockes von *Cladium*, wohl ein Beweis, daß diese Pflanze ein Relikt (Rest) der Eiszeit ist.

Die Pflanze macht auf den Beobachter einen urwüchsigen Eindruck. Die Blätter stehen aufrecht und die untersten erreichen fast die Höhe des Stengels.

Heinrich Mahler

„Grün das Gefilde ...“

So sah Goethe in seinem Faust die Besonderheiten unserer Marsch:

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungene;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehen,
Das letzte wär das Höchsterrungene,
Eröffn ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neuesten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn — emsige Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land.
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschließen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn:
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Freundliche Mahnung des Schatzmeisters: Mitgliedsbeitrag für 1958 nicht vergessen. Einzahlungsstellen: Städtische Sparkasse Bremerhaven, Volksbank, Postscheckamt Hamburg: 7 58 60

darwider gehandelt werde, und daher viele Feuersbrünste entstehen. Um aber von solcher Fahrlässigkeit und verwegener Überschreitung der Verordnung durch Schärfung der Straffe, desto mehr abzuschrecken, mithin Feuer-Schaden und Unglück zu verhüten: So wird, Nahmens Ihrer Königl. Majestät und Churfürstl. Durchl. Unsers Allergnädigsten Herrn, hiemit constituiret, daß alle diejenigen, welche dieser Verordnung zuwider hinkünftig bey Feuer, Licht, Back- und anderen Ofen, Hanff oder Flachs getrocknet, oder auf einige Art,

Wer war der „Mahler aus Lehe“?

W. Stipp „zierte“ die Koltbarkeiten in der alten Schiffdorfer Kirche aus

Als die Kanzel in der Schiffdorfer Kirche im Dezember 1956 renoviert wurde, führte die Umsicht der Handwerker zu einem interessanten Fund. Die Kanzel ist fast 300 Jahre alt und von dem Tischler Johann Prigge aus Lehe verfertigt worden (1659). Sie hat aber offensichtlich ihren Standort gelegentlich mehr oder minder gewechselt und ist auch 1956 ein wenig zur Seite gerückt. Ursprünglich mag sie noch mehr nach Süden zugestanden haben. Aber dann wurde in dieser Ecke des Schiffs ein jetzt ersetzter Ofen aufgestellt und vor der Scheidewand zum Chorraum ein Schornstein aufgemauert. Damals mag die Kanzel mehr in den Triumphbogen hineingeschoben sein und eine neue Treppe erhalten haben. Diese Treppe war aber offensichtlich unter Verwertung älterer Bretter angefertigt. Auf einer der wenigen, im Verlauf der Jahrzehnte schon abgetretenen Stufen konnte man noch Reste älterer Bemalung erkennen. An der Südseite ruhten die Stufen der Treppe in einem an der Triumphbogenmauer befestigten Brett. Dies Holz wurde nun vorsichtig abgelöst – es stellte sich heraus, daß sich die Vorsicht gelohnt hatte: Mit einer Länge von 85 Zentimetern, einer Breite von 24 Zentimetern und einer Stärke von 3,7 Zentimetern gehörte es offensichtlich mit der erwähnten Stufe, der einzigen, auf der noch Reste einer Inschrift erkennbar waren, zu demselben Stück. Bei der Inschrift handelt es sich aber um einen dreizeiligen Text. Auf dem morschen und dem teilweise zerfallenen Seitenstück lautet sie:

„... Allrich Edebohl von Neuem wieder auf gebaut und vergrößert ... und nachher ausgezieret durch den Mahler Joh. W. Stipp aus Lehe 1766/... Vorhöfen des Herrn. Psalm LXXXIV 1. 2. xmxmxmxmxm“.

Auf der stabilen aber abgetretenen Stufe können wir nun nach Kenntnis dieses Textes aber auch leichter mit der Entzifferung der Buchstaben weiterkommen. Sie heißen: „Wie lieblich ...“ geben also den Anfang des zitierten Bibelwortes wieder und machen deutlich, daß die ganze Psalmstelle aufgeschrieben gewesen ist: Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlangt und sehnet sich nach deinen Vorhöfen. Daraus wieder läßt sich die Länge des Brettes berechnen. Auf dem vorhandenen Brett von 85 Zentimetern ist nur der fünfte Teil des ganzen Spruchs wiedergegeben. Er muß also eine Länge von gut vier Metern gehabt haben.

Wo kann nun ein so langes Schriftband verwandt gewesen sein? Nach einer Inschrift auf der Rückseite des Altars hat Sierich Harrje mit seinen Brüdern in demselben Jahr 1766 den Altar, die Kanzel und den Taufstein, der früher einen hölzernen Deckel besaß, renovieren und den Beichtstuhl „Gott zu Ehre und der Kirche zu Zierde“ anmalen lassen. In der Kirchenrechnung von 1766 quittiert er, daß der Kirch-Jurat (!) Allrich Edebohl ihm „für einige stücke Diehlen, Latten Nagels, Eiser Farben und Lackmos, so in diesem Jahr an der Kirche verbrauchet“, bezahlt habe. Johann Siertsen bestätigt weiterhin, 3 rthlr 30 grot

für Arbeiten bekommen zu haben, die er nebst seinem Gesellen im Mai 1766 „beim Altar, Cantzel und Pfarrstuhl“ ausgeführt habe. Von J. W. Stipp liegt zwar für 1765 eine Quittung vor als er im Pfarrhaus gearbeitet hat, aber nicht für 1766. Offenbar ist er von Sierich Harrje (oder auch von Allrich Edebohl, dem Juraten, der nach unserer Inschrift vermutlich selbst aktiv war), direkt bezahlt worden. Die Frage, wo nun unser langes Spruchbrett angebracht gewesen ist, bleibt freilich nach wie vor ungeklärt. Der „Beichtstuhl“ und der „Pfarrstuhl“ sind zweifellos identisch und es ist möglich, daß hier der Spruch seinen Platz gehabt hat. Aber auch eine Verwendung bei dem früheren und dann offenbar verlegten Kanzelaufgang ist denkbar.

Es bleibt noch die Frage, wer der „Mahler aus Lehe“ gewesen ist. Hier geben uns die Leher Kirchenbücher mancherlei Auskunft. So heißt es im Trauregister am 3. Mai 1746: „Johann Wilhelm Stippe, ein Mahler hierselbst, sehl. Johann Stippens eines Mahlers in Osnabrug hinterlassener ehel. Sohn“ mit „Margret Embt, des Hausmanns Jakob Embte aus Lehe ehel. Tochter am Abend im Hause copuliret.“ Der Bräutigam ist den Angaben im Sterberegister zufolge im Jahre 1712 die Braut im Jahre 1721 geboren. Der Ehe entstammten drei Kinder. Das jüngste stirbt nach wenigen Monaten. Ihm folgt im nächsten Jahr die junge Mutter. Der Witwer heiratet nach neun Monaten ein zweitesmal, und zwar die 30jährige Adelheid Petersen, Tochter des verstorbenen Arend Petersen aus Lehe; die Trauung findet wieder abends und im Hause statt. 1758 wird noch ein Kind geboren. Dann hören wir von der Familie Stipp lange nichts, bis nach 20 Jahren die Frau stirbt. Johann Wilhelm Stipp stirbt im Alter von 63 Jahren und sieben Monaten am 26. April 1776. Die erste Frau ist 1754 „mit Parentation und Leichpredigt“, die zweite 1775 „ohne parentation“ er selbst „ohne parentation und Leichenpredigt“, also so bescheiden wie möglich, beerdigt worden.

Wir haben in Schiffdorf nun aber nicht nur in den jetzt gefundenen Arbeiten ein Werk des Leher Malers, wir können darüber hinaus mit Gewißheit sagen, daß auch die jetzt in Gold strahlende Inschrift über der Mensa des 1766 renovierten Altars mit den Einsetzungsworten des heiligen Abendmahls von J. W. Stipp geschrieben ist. Die Schrifttypen auf beiden Stücken gleichen sich aufs Haar. So lebt vielleicht noch manches von jenem Leher Maler – eine Quittung in einer vergessenen Kirchenrechnung – ein Spruch auf einem verborgenen Brett, und irgendwann taucht einmal bei einer Renovation etwas auf, was unvermutet über das Werk dieses Mannes Aufschluß gibt, und wir freuen uns, einen Meister kennenzulernen, der mit dazu beigetragen hat, daß eine kleine, schöne Dorfkirche ausgezieret wurde Gott zur Ehre.

Helmuth Walsdorff

Die Hamburger Ortsgruppe 1957

Rege Arbeit in der Elbestadt

In der ersten Versammlung am 24. Januar 1957 sprach Mittelschullehrer und Kreisheimatpfleger Hans A u s t, Dorum, über das Thema: „Quer durch die Heimat“. Von der Pipinsburg ausgehend, zeigte der Vortragende in ausgezeichneten farbigen Lichtbildern, von seinem Begleiter Franke, Dorum, durchgeführt, die vorgeschichtlichen bedeutenden Stätten unseres Gebietes auf und erwähnte dabei den augenblicklichen Stand der Forschung. Aber auch viele Ergebnisse und Erlebnisse des Kreiskulturwartes auf seinen Fahrten fielen dabei ab (schöne Landschaftsbilder, schöne alte Bauernhäuser und Kirchen, vieles, das gerade noch vor dem Untergang gerettet wurde, etwa von den Bildern und Aufzeichnungen von Dr. Bohls u. a. m.). Der Vortragende wußte von dieser seiner Sammeltätigkeit, die um so verdienstvoller ist, als er seine Schüler mit dazu anleitet, manche fesselnde Einzelheit zu berichten.

In der Zusammenkunft am 14. Februar schilderte Dr. Dr. Panzer in einem sehr anschaulichen und lebendigen Vortrag: „Vogelleben am Großen Knechtsand“, unterstützt durch vortreffliche farbige Lichtbilder, recht eindrucksvoll das Leben dieser anmutigen Seevögel, besonders der Brandgans, die zur Zeit der Mauser zu vielen Zehntausenden den Knechtsand bevölkern. Leider sind bei diesen Anlässen unzählige Scharen durch Bombenabwürfe der englischen Luftwaffe getötet worden.

In der Versammlung am 14. März behandelte Amtsgerichtsdirektor Karl v o n L e h e das Thema: „Nordsee und Eiszeiten“. Er ging dabei aus von den astronomischen Zahlen, mit denen man in der Geschichte unserer Erde zu rechnen hat, deren Entwicklung sich im Zeitlupentempo vollzieht. Ständig zergehen bestehende Gebirge, wachsen neue Gebirgsformationen hervor, heben und senken sich Erdstriche: ein ewiges Werden und Vergehen. Der Vortragende zeigte kurz auf, soweit sie für unsere Gegend bedeutsam sind, etwa die Entstehung der Jorndsee im Erdaltertum (540 bis 200 Millionen Jahre v. Chr.), ferner die Bildung eines großen festländischen Mitteleuropas mit mächtigen Steppen und Braunkohlensümpfen, er erwähnte ferner die Abtrennung von Grönland und Amerika zu Beginn des Quartärs, d. h. zu Anfang der letzten Jahrmillionen v. Chr., zu welcher Zeit auch der Übergang von einem warmen zu einem gemäßigten, schließlich kalten Klima, erfolgt sein muß.

Es begann die Eiszeit. Sie dauerte von 800 000 bis 10 000 v. Chr. Ungeheure Gletschermassen mit einer kaum vorstellbaren Mächtigkeit von einem bis zwei Kilometern legten sich über unser Nordseegebiet bis nach Südostengland hin.

Man nimmt vier Eiszeiten an mit einer Gesamtdauer von etwa 270 000 Jahren und drei Zwischeniszeiten von etwa der gleichen Zeitdauer. Die wichtigste Eiszeit ist die dritte. Die Vereisung reichte von Finnland bis nach dem Harz und nach Westen zu weit darüber hinaus und dauerte von

240 000 bis 100 000 v. Chr. Auf sie geht die Dünenbildung von Blankenese und Neugraben zurück.

Dagegen hat die vierte Eiszeit (120 000 bis 10 000 v. Chr.) die Westküste Schleswig-Holsteins und den Hamburger Raum nicht ganz erreicht. Sie formte die Hügellandschaften, Förden und Seen der schleswig-holsteinischen Ostküste. In den eisfrei gebliebenen schmalen Landstreifen konnten sich Tiere und Pflanzen der Arktis der Temperatur anpassen. In den Mooren und Tundren am Kande des Eises lebten Elefanten, Nashörner, Höhlenbären, Rentiere, Moschusochsen. Hier tauchte auch der Urmensch auf.

Schließlich zogen sich vor rund 20 000 Jahren die Gletscher zurück und machten den Boden frei. Es wurde wieder wärmer, der Erdboden bedeckte sich mit Pflanzen, auch mit Zwergwald. Die Gletscher hatten inzwischen Steine der verschiedensten Größe, Sande, Lehm und Ton zurückgelassen.

Der Vortragende ging dann kurz auf die Entstehung der Urelbe und der Weser-Aller ein und stellte die Auswirkungen des Durchbruchs des Armelkanals dar (Mündungen der deutschen Ströme von der Doggerbank weiter nach Süden gerückt, Helgoland wieder Insel). Dieses Vordringen des Meeres wurde aber nach H. Schütte durch Küstenerhebungen unterbrochen. Nach ihm hob die letzte Hebung (1000 v. Chr.) die Watten vor der Geest so hoch, daß sie sturmflutfrei und bewohnbar wurden. Um 200 v. Chr. wurden die Watten in größerem Umfang besiedelt, wie die Ausgrabungen auf der Feddersen Wierde erneut bestätigen haben. Aber nicht lange saßen hier Bauern, Jäger, Handwerker und Fischer in Frieden. Schon nach wenigen Generationen mußten sie den Kampf mit dem vordringenden „Blanken Hans“ aufnehmen und Wurtten bauen. Die Nordsee hatte ihre südliche Küste wieder erreicht.

Nach der Sommerpause behandelte Dr. Hey im November in einem Vortrage „Das Verhältnis der Jugend zum Plattdeutschen“. Kein Zweifel, daß das Hochdeutsche dem Plattdeutschen immer mehr Abbruch tut und weiter vordringt. Da ist die neue Bewegung der „Landjugend“ erfreulich, die bewußt wieder das Plattdeutsche in den Mittelpunkt einer neuen Dorfkultur stellt, plattdeutsch spricht und singt, plattdeutsche Stücke und Tänze aufführt, plattdeutsche Predigten hört. Hoffentlich hat diese Bewegung, die mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, da sie ein Anfang ist, guten Erfolg!

Am 12. Dezember hielt dann Dr. Hey an Stelle eines ausgefallenen Redners einen Vortrag über das Thema: „Der Freiheitskampf der Stedinger in den Bildern von Professor Bernhard Winter und dem Epos von Hermann Allmers“. Der Vortragende brachte zuerst die geschichtlichen Tatsachen dann zeigte er deren künstlerische Gestaltung in Wort und Bild. Nach einer längeren lebhaften Aussprache schloß die Lesung einer plattdeutschen Weihnachtserzählung die Tätigkeit des Jahres ab.

Dr. R. Hey



Kanzel der Schiffdorfer Kirche

Mit Hundeschlitten zu den Reusen im Wattenmeer

In Nachbarschaft meines elterlichen Hofes, einige Meter vom Deich entfernt, wohnt ein Granatfischer. Aber er hat keinen Kutter, sondern betreibt den Fang noch in jener fast ertümlich anmutenden Form mit Reusen und Hundeschlitten, wie er sich bis heute an manchen Stellen der Nordseewatten erhalten hat.

Wenn die schweren Stürme über die Deichkappe fegten, der Regen gegen die Scheiben trommelte, und das Land von Feuchtigkeit und Nebel dampfte, nabe ich manche Stunde im Kreise der Fischerfamilie zugebracht. In warmer Küche waren alle versammelt. Große Bündel frischer grün-gelber Weidenzweige lagen dann am Boden, und der Fischer und die größeren Söhne bogen und flochten die Ruten zu neuen Körben für die kommende Fangzeit. Und unter ihren harten und doch geschickten Händen entstanden die kleinen dichten Fangreusen, die „Hövkén“, und die großen trichterförmigen Körbe, die „Rüsen“, die die Krabber in die eigentlichen Fangkörbe hineinleiten.

Die Pfeifen dampften, und das charakteristische Geräusch vom Abknipsen der Weidenzweige mit den großen Baumscheren wiederholte sich von Zeit zu Zeit. Gegen Abend wurde die große Petroleumlampe angezündet und alle rückten zum Herd, gleichzeitig zum Licht und zur Wärme. Ab und an blakte und schwelte die Lampe; über uns auf dem Boden rumorte und polterte es: da jagte die Katze nach den Mäusen. Währenddessen rann draußen der Regen weiter, und die Finsternis der langen Herbst- oder Winternacht stand schwer und dicht über der Ebene.

Je mehr es auf den Frühling zugeht, um so zahlreicher werden die neuen Reusen vor dem Haus des Granatfischers, in Stapeln liegen die dicken Holzpfropfen dazwischen, und an der Wand lehnen die frischgeschlagenen Pfähle.

Und endlich, wenn das Watt wieder blank und klar ist, die erste Lerche singend über den noch grauen Weiden aufsteigt, hört man vom Deich her ein helles und frohes Gebell: der Granatfischer fährt wieder in das Watt. Vom hohen Deich aus sieht man jenes sonderbare Gefährt, den Schlitten mit den flinken Hunden davor, durch das Watt eilen. Hintendraut steht der Fischer und stößt von Zeit zu Zeit mit dem einen Fuß kräftig nach Hochbeladen ist der Schlitten mit neuen Körben und vielerlei Gerät. Unermüdlich rennen die Hunde. Sie kennen den Weg und kommen leicht und mühelos voran. Ein kurzer Zuruf, und sie schwenken nach rechts oder links ein, verlangsamen oder beschleunigen das Tempo. Nur unwillig halten sie, wenn der Fischer Buschspricken stecken will denn Sturm und Eis des Winters haben alle Wegzeichen beseitigt. Es geht über spiegelnde Flächen hinweg, durch Pfützen und Lachen, daß das Wasser spritzt. Aber auch Rinnsale und Priele können das merkwürdige Fahrzeug nicht aufhalten.

Wo das Watt zu einer großen Senke abfällt, die Priele zahlreicher werden, hält der Fischer an

und läßt die Reusen ab. Nun beginnen einige Stunden mühsamer Schlickarbeit. Unter den Schlägen des schweren Holzhammers sinken die Pfähle in den Boden, fünf für jedes Reusenpaar: zwei, die den großen Trichter halten, zwei über Kreuz eingeschlagene tragen die beiden Körbe, und der fünfte hält den dicken Holzpfropfen, der sich infolge sinnvoller Befestigung am Pfahl leicht herausheben läßt. So kann der Fischer auch den hinteren Korb abheben und den Fang ausschütten. Eine Reuse nach der anderen wird gesetzt. Hier sperren sie einen Priel ab, an anderer Stelle ziehen sie sich in langer Linie den schrägen Wattgang hinab.

Nach kaum einer Woche stehen in dem großen Watttraum an die 900 Reusen draußen, in die sich acht Fischer teilen. Wie riesige Mäuler weisen die Öffnungen der Körbe zum Lande; denn nicht der Flut, sondern der Ebbstrom bringt dem Fischer die Beute.

Tag für Tag, Nacht für Nacht, nach jeder Tide muß der Krabbenfänger hinaus, die Garnelen zu bergen. Einerlei, ob Sonnenschein oder Regen, ob hell oder dunkel, ob Sturm oder Windstille — ist die Ebbe da, müssen die Körbe geleert werden. Unter dem hellen Sonnenhimmel über die glänzende Schlickfläche dahinzuleiten, erscheint dem fremden Gast als ein reizvolles Vergnügen, wenn er staunenden Auges diesen seltsamen Fischer ohne Schiff bei seinem Handwerk erlebt. Er möge sich die gleiche Fahrt vorstellen in stockdunkler, regnerischer Oktobernacht, wo die Feuer draußen nur zwischen den niederprasselnden Regenschauern sichtbar werden, wo sich der Schlitten mühsam von Pricke zu Pricke tasten muß und der Weg zu den Reusen oft nur durch den Richtungssinn der Hunde gehalten werden kann. Er wird erkennen, daß der Reusenfischer nicht nur mühsam, sondern auch unter Gefahr sein tägliches Brot erwerben muß, das nur zu oft spärlich genug ausfällt, denn nicht jedesmal bringt die Flut soviel Garnelen, daß der Fang sich lohnt, und oft genug bleiben bei den „flachen Tiden“ die Körbe ganz leer. Zudem fischen überall die Motorboote, und der Reusenfischer hat heute kaum die Erträge, die sein Vater noch aus dem Watt heimbrachte.

Trotz allem — er läßt nicht von seinem Beruf, den schon sein Vater und Großvater betrieben und der ihm von Kind an vertraut ist. Und so können wir ihn mancherorts noch finden: in der Wesermündung, am Jadebusen und am Dollart, wie er mit seinem Hundeschlitten über das Watt eilt, oder anderwärts selbst sein Schlickfahrzeug bis zu den Körben hinausschiebt, wie er mit Karre und Wagen durch Dorf und Stadt zieht, seinen Fang auszurufen und feilzubieten, den Granat, jenen kleinen Krebs des Wattenmeeres, von häßlicher Gestalt, aber von köstlichem Geschmack.

(Leseprobe aus R. Dircksens Buch „Das Wattenmeer“, Bruckmann-Verlag, München.)

Dr. Rolf Dirksen zum Professor ernannt

Vom Kultusministerium des Landes Nordrhein-Westfalen wurde unser Mitglied Dr. Rolf Dirksen, vor allem in Anerkennung seiner zahlreichen Veröffentlichungen, zum Professor an die Pädagogische Akademie Bielefeld berufen.

Eine verdiente Ehrung, deren Grund nicht nur allein in der Anerkennung der rein wissenschaft-



lichen Leistungen zu suchen ist, sondern vor allem im hervorragenden schriftstellerischen Können. Die meisten Bücher, die Professor Dr. Dirksen geschrieben hat, verdankt er dem „Naturerleben“ seiner Nordseeheimat. Leider hat es das Schicksal so gewollt, daß er nicht in unserer engeren Heimat wirken darf. Ganz selbstverständlich, daß er auch heute noch mit ganzem Herzen an Wursten hängt, und in jedem Sommer fast weil Professor Dr. Dirksen auf seinem nahe des alten Seedeiches gelegenen elterlichen Hof. Ich denke dabei besonders an die schönen Stunden im gegenüber liegenden „Marschenhof“, wenn er auf der „ausverkauften alten Diele“ den Morgenstern und den Jungen und Mädchen farbenprächtige Lichtbilder zeigte und in fesselndem Vortrag von den kleinen und großen Wundern unserer heimischen Natur erzählte.

Eines seiner gut ein Dutzend Bücher begeistert mich immer wieder, und das ist „Das Wattenmeer“. Ein echtes „Volksbuch“, frisch geschrieben, und wohl wie kaum ein zweites zeichnet es in so plastischen Bildern die Eigenart dieser Landschaft.

Professor Dr. Dirksen, der in Wremen-Hofe auf einem alten Marschenbauernhof nahe des Wurster Seedeiches aufwuchs, lernte hier als Junge schon früh die Besonderheiten und Schönheiten der heimischen Natur kennen. Nach dem Besuch der Volksschule in Wremen ging er zunächst auf das Realgymnasium in Geestemünde, wechselte von dort zur Oberrealschule in Lehe und machte hier unter Studiendirektor Kniest und Studienrat Dr. Capelle sein Abitur, studierte dann Biologie, Geographie und Mathematik an den Universitäten Jübingen, Rostock und Kiel, promovierte 1932 nach einem viermonatigen Forschungsaufenthalt auf der Hallig Norderoog und machte im gleichen Jahr sein Staatsexamen. Ab 1953 wurde er zum Studiendirektor des Progymnasiums in Enger, Westfalen, ernannt, dessen Leiter er seit 1957 ist.

Zu diesem Erfolg nun freuen sich nicht nur die Morgensterner, ganz besonders natürlich seine Wurster Landsleute. Hoffen wir nur, daß das, was ein alter Wremer mir kürzlich am Sielhafen so treffend in Plattdeutsch sagte, wahr werden möge: „He mut nöger an n Diek“. Der Meinung sind wir auch, wissen wir doch, daß es dort noch eine Menge zu tun gibt für Professor Dr. Dirksen.

Ostereieressen am Gründonnerstag

Der Bauernhausverein veranstaltet am Gründonnerstag, 20 Uhr, im Geestbauernhaus ein Oster-eieressen. Gäste sind herzlich willkommen. Anmeldung bis zum 31. März 1958, Fernruf 65 11.



In manchen Landstrichen unserer Marsch gehören Überschwemmungen zur Frühjahrszeit zur Tagesordnung. In früheren Jahrhunderten sah man oft weite Landstriche unter Wasser. Ja, während des Winters gab es Zeiten, da konnte der Gast das grüne Land kaum betreten, überall versank man auf den Wegen oder mußte durch Wasser waten, denn feste Straßen waren „Kostbarkeiten“.

Das Niederdeutsche Heimatblatt erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung Nordwestdeutsches Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 1,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzler & Co. Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postcheckkonto 136 96. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven, Lebe-Land-Strasse 7.